

DAS Marie-Christophe Ruata-Arn
1.000.000
EURO PROBLEM

Aus dem Französischen von Christine Gallus
Mit Bildern von Dagmar Geisler



Gabriel



DAS GESCHENK MEINES BRUDERS

Alles steht bereit: mein Geburtstagskuchen – Apfel-Mandel, mein Favorit – und die dreizehn Kerzen. Mein Vater mit einem Glas in der Hand, meine Mutter mit einem Auge auf meinen Vater und meine große Schwester Guida, die zur Feier des Tages das enge weiße Kleid trägt, das sie früher immer für die Disco angezogen hat.

Am anderen Ende des winzigen Tisches unserer winzigen Küche warten meine beiden Geschenke: der sechste Band von *Jennys Hundeabenteuer* von meinen Eltern, die zwar wissen, wie gern ich lese, aber leider immer noch nicht mitbekommen haben, dass ich *nicht mehr* in die Grundschule gehe. Und ein trendiger knallroter Föhn. Von Guida. Soll heißen: Wann benimmst du dich endlich wie ein richtiges Mädchen?

Während mich die einen wie ein Baby behandeln und die andere wie ein verkappter Junge, ist der Einzige in unserer Fa-

milie, der mich wirklich versteht, mein großer Bruder Joao. Und ausgerechnet der fehlt. Was man sofort merkt.

Mein Bruder ist nämlich ein Meter neunzig groß und neunzig Kilo schwer. Und dann ist da seine »geistige Entwicklungsverzögerung«. Zumindest nennen die Ärzte das so, und deshalb arbeitet er auch in einer *Geschützten* Werkstatt. Meine Großmutter Maï hat mich mal in einem ihrer nach Orangenblüten duftenden Briefe gefragt, *wer* dort eigentlich vor *wem* beschützt würde. Aber das habe ich ihr auch nicht sagen können.

Ich liebe meinen Bruder Joao über alles. Und deshalb kommt es auch nicht infrage, dass wir den Kuchen ohne ihn anschneiden. Also warten wir.

Ich sehe, wie sich die Miene meiner Mutter zunehmend verdüstert. Und wie mein Vater sich noch ein Glas Wein genehmigt, während er auf ein Stück Geburtstagskuchen von seinem »Püppchen« wartet – toller Spitzname, oder? Ich seufze tief, genau wie meine Mutter und Guida. Bestimmt denken wir alle drei an die warnenden Worte von Oma Maï, jedes Mal, wenn mein Vater sich ein Gläschen Wein einschenkt: »Einmal Trinker, immer Trinker!«

Maï ist Mamas Mutter und ist in Lissabon geblieben. Sie kann aus den Karten lesen und Warzen, Furunkel und andere fiese Sachen mit Gebeten und einer Geheimformel heilen.

Eines Tages wird sie mir auch zeigen, wie das geht. Das hat sie mir versprochen.

Wenn mal wieder ein Geschenk von Maï im Briefkasten liegt, ist es, als wollte sie uns damit die immer gleiche Frage stellen: »Wann verlasst ihr endlich dieses Land der Wilden? Wann kommt ihr zurück nach Portugal, nach Hause?« Mein Vater behauptet immer, allein Maïs Blick würde ihn schon erschöpfen.

Die Uhr im Wohnzimmer schlägt neun. Die Spannung steigt. Guida will bei der Polizei anrufen. Mein Vater ist strikt dagegen: Zur Polizei geht man erst, wenn einem nichts mehr anderes einfällt! Meine Mutter beobachtet missbilligend, wie er den restlichen Wein hinunterkippt.

»Na klar!«, keift sie. »Wenn man genug intus hat, ist alles halb so schlimm!«

Wenn mich nicht alles täuscht, braut sich da gerade wieder ein schöner Streit zusammen. Mit einem Schritt bin ich in unserem winzigen Wohnzimmer. »Wie wär's mit ein bisschen Musik?« Meine Mutter, mein Vater und Guida schreien wie mit einer Stimme auf. Ziemlich taktlos, finde ich. Auch wenn sie Avril Lavigne nicht mögen, könnten sie sich mir zuliebe etwas Mühe geben. Immerhin ist heute mein Geburtstag.

Erst jetzt sehe ich Joao, dessen hochroter Kopf mit einem lauten »Buh!« hinter dem Küchenfenster aufgetaucht ist. Er

grinst von einem Ohr zum anderen. Typisch Joao! Bei seiner Boxerstatur kann man sich wirklich kurz erschrecken. Manche Menschen kreischen schon bei viel harmloseren Sachen los.

Die Wohnungstür fällt hinter meinem geliebten Bruder ins Schloss. Atemlos kommt er ins Wohnzimmer gestürmt, legt mit seinen riesigen Turnschuhen eine Vollbremsung auf dem Teppich hin und drückt mir einen dicken Kuss auf die Wange.

»Herzlichen Glückwunsch, Ma'ia!«

Dann stellt er, ohne auf die besorgten Zwischenfragen meiner Mutter zu reagieren, einen schwarzen Koffer auf den Wohnzimmertisch. Einen ganz gewöhnlichen, dummen schwarzen Koffer, den er mit strahlendem Lächeln aufklappt.

»Schau mal, Ma'ia (Eigentlich heiÙe ich Maria. Aber wenn Joao aufgeregt ist, leidet seine Aussprache etwas). Is' alles für dich!«

Und dann schmettert er los: »Zum Gebur'stag viel Glück ...«

Es ist ein bisschen wie an Weihnachten, nur dass wir bereits Mitte März haben. Die Szene hat etwas Unwirkliches, unsere Wohnung scheint zu schweben. Mein Vater, meine Mutter und Guida treten neugierig näher. Auch ich beuge mich gespannt vor. Und dann stehen wir einfach nur da, wie verschreckte Kaninchen im Lichtkegel eines Autoscheinwerfers:

Der Koffer ist prallvoll mit Scheinen ... mit Geldscheinen ...
Er ist voller Geld!

Sekundenlang hört man nur Joao, der unbeirrt weitersingt:

»Zum Gebur'stag, liebe Ma'iaaaa ... zum Gebur'stag viel ...«

Und dann plötzlich Geräusche vor der Wohnungstür. Schritte. Ein Schatten ... nein, zwei. Auf dem Außenkorridor direkt vor dem Küchenfenster. Und Männerstimmen.

»Wo ist er hin?«

»Keine Ahnung. Diese verdammte Hochhaussiedlung! Überall Treppen, Gänge und wieder Treppen. Ich bin fix und fertig!«

»Recht hast du, Roger. Los, komm, wir gehen zurück aufs Revier. Vielleicht hatten die Kollegen ja mehr Glück als wir.«

Wir haben alle den gleichen Impuls: schnell den Koffer zuzuklappen und mit dem erstbesten Stück Stoff zudecken. Und davon gibt es in unserer Wohnung mehr als genug. Denn Mai schickt uns regelmäßig Deckchen in allen Größen. Dazu noch handbestickt, von ihr. So viele, dass mein Vater meiner Mutter einmal vorgeschlagen hat, welche zu verkaufen. Noch so ein denkwürdiger Streit



ALLES IST WIE IMMER, NUR DASS NICHTS MEHR WIE VORHER IST

Nach Joaos Geburt haben meine Eltern zehn Jahre gewartet, bis sie mich bekommen haben: Maria Machado da Silva. Ich bin Portugiesin, aber in Genf geboren. In der Hochhausvorstadt Le Lignon. Also in der Schweiz, oder ungefähr da.

Sobald ich auf der Welt war, wurde mir ziemlich schnell klar, dass ich mich zu Hause am besten unsichtbar machte. Zwischen den Streitereien meiner Eltern, Guidas Eifersuchtsanfällen und den ständigen Arztbesuchen mit Joao war für mich einfach kein Platz mehr. Wann immer es ging, habe ich mich hinter meinen Büchern verschanzt. Was mir bald den schmeichelhaften Spitznamen »geborene Klassenbeste« beschert hat.

Auf dem Weg zur Schule habe ich heute aber alles andere als Mathe, Englisch und Latein im Kopf – in dem Koffer waren eine Million Euro!

Wir haben versucht herauszufinden, wo Joao den Koffer herhatte. Aber der Sturkopf hat immer nur »Treppe runtergefallen« wiederholt. Sich selbst hat er damit nicht gemeint. Aber wen dann?

Wir haben den Koffer angestarrt wie Kinder, die dunkel ahnen, dass sie etwas Dummes angestellt haben, ohne so recht zu wissen, was. Wir haben den Kuchen gegessen und nebenbei immer wieder das Geld gezählt. Wir haben Banknotentürme gestapelt, zwei ganz große und dann viele kleine. Nach einer Weile haben wir uns darüber unterhalten, was wir mit dem unverhofften Geldsegen machen sollen. Und da gingen die Meinungen stark auseinander.

Ich bin so in Gedanken versunken, dass ich kaum die üblichen Minirock-Mädchen bemerke, die auf dem Schulhof an den Jungs vorbeispazieren.

Oder Malika, die vollbusige vierzehnjährige Zicke, die wie achtzehn aussieht.

Und auch nicht Selima und Désirée, mit denen ich im letzten Sommer ständig im Einkaufszentrum herumhing. Das ist jetzt aber vorbei. Seit dem neuen Schuljahr wollen sie sich nämlich nicht mehr verkleiden und auch keine Tischfußballturniere mehr spielen. Sie finden es »babydoof«, unseren Nachbarn, den Waffenfreund, zu ärgern. Und sie wollen sich auch keine Riesenportionen Eis mehr kaufen, weil man

davon dick wird. Dafür reden sie nur noch über Klamotten, Make-up und Jungs – weigern sich aber, mit Jungs zu reden.

Plötzlich finden sie, dass ich in meinen verwaschenen Jeans »ungepflegt« und »nicht feminin« aussehe. Letztens habe ich darauf gespielt empört erwidert:

»Was wirklich zählt, sind die inneren Werte.« Das sollte eigentlich ein Witz sein. Aber sie haben nicht gelacht.

In der Schule bin ich eine der besten Schülerinnen und fast als Einzige noch nie sitzen geblieben. Daher kommt übrigens auch mein uncooler Spitzname »geborene Klassenbeste«. Aber bei uns in der Vorstadt nennt man mich nur »die Brezel«, weil ich so klapperdürr und platt bin. Das heißt, meine »äußeren Werte« sind eher bescheiden.

Wirklich doof ist eigentlich nur, wenn Désirée und Selima mich wie eine Verräterin behandeln, weil ich mich angeblich nicht für sie interessiere. Dabei stimmt das gar nicht. Aber eines ist klar, schlechte Freundin hin oder her: Von dem Koffer kann ich keiner Menschenseele was erzählen.

Nachdem wir gestern die vielen Scheine wieder in den Koffer gestopft hatten, haben wir uns alle um den Tisch herum versammelt, die rechte Hand erhoben und uns hoch und heilig geschworen, zu schweigen wie ein Grab! Dieses Geld, wo auch immer es herkommt, ist ab jetzt unser Familiengeheimnis.

Danach haben meine Eltern beschlossen, den Koffer vorerst an einem sicheren Ort zu deponieren, bis sie sich in Ruhe überlegt haben, wie es weitergehen soll. Ich habe versucht ihnen zu erklären, dass es ja eigentlich mein Geschenk ist und ich zumindest ein bisschen was davon haben sollte. Woraufhin sie mir einen sehr strengen Blick zugeworfen haben. Und als ich noch mal davon anfang, haben sie mir sogar eine Strafe angedroht. Zur großen Zufriedenheit von Guida, war ja klar. Es ist wie immer: Ich bin die Jüngste und habe zu gehorchen. Basta. So etwas nennt man bei uns zu Hause Familiensinn.

Die Schulglocke klingelt. Der Tag beginnt, wie jeden Dienstag, mit zwei Stunden Latein.

Und wie *jeden* Morgen bekommt Hani einen Rüffel, weil er die Kleinen über den Schulhof jagt. Der gut aussehende, selbstbewusste Hani, mit dem ich schon im Kindergarten war und der wie *jedes* Jahr vergessen hat, dass ich gestern Geburtstag hatte. Und der seit Kurzem lieber das Lächeln dieser Tussi Malika erwidert, anstatt sich mit mir zu unterhalten.

Alles ist wie immer, nur dass nichts mehr wie vorher ist.

Nachdenklich steige ich die Stufen zu unserem Klassenzimmer empor und blicke durch die großen Glasfenster auf die Umrisse unseres Hochhausviertels. Le Lignon liegt im Westen

von Genf, der berühmten Schweizer Stadt der internationalen Organisationen. Bei uns an der Schule geht es auch ziemlich international zu, selbst ohne Diplomaten und gepanzerte Limousinen. Ich bin Portugiesin. Hani ist Marokkaner. Und die anderen Schüler, die nicht aus Portugal oder der Türkei kommen, stammen aus Albanien, Somalia, Afghanistan oder Angola – allesamt auf der Flucht vor den unzähligen Kriegen auf diesem Planeten. Es sind die Flüchtlinge, die man immer in den Abendnachrichten sieht. Und dann sofort wieder vergisst. Menschen, die oft alles zurücklassen mussten. Manchmal sogar ihre Eltern. Und weil es bei Kriegen auf jeder Seite Täter und Opfer gibt, sind gewisse Themen auf unserem Schulhof tabu.

Zwischen Latein – wo ich heute echt miserabel war – und zwei unnötigen Stunden Sport – man sollte dieses Fach wirklich vom Stundenplan streichen – irre ich in der großen Pause auf dem Schulhof umher.

Hanis Klasse verkauft heute Kuchen, und der »Außerirdische« ist auch da. Mit dem »Außerirdischen« meine ich den Streetworker. Ein Typ, der im Auftrag der Stadt durch die Gegend läuft und mit den Leuten quatscht. Er hat Hani einen kleinen Besuch abgestattet. Wegen einer Sache, die gestern auf dem Fußballplatz vorgefallen ist. Irgendwas mit zerrissenen Tornetzen oder so. Hani und seine Gang treiben sich

abends oft draußen herum. Das ist einer der Gründe, warum meine Mutter nicht erlaubt, dass ich mich nach der Schule noch mit ihm treffe.

Da fällt mir auf, dass Selima und Désirée mich neugierig beobachten. Wahrscheinlich ziehe ich gerade ein ziemlich komisches Gesicht. Wegen all der Fragen in meinem Kopf: Woher kommt bloß dieses Geld? Und: Hat jemand Joao gesehen? Und vor allem: Wird jemand bei uns an die Wohnungstür klopfen und den Koffer zurückverlangen? Bei der Vorstellung weiß ich nicht, was ich mehr sein soll: erleichtert oder enttäuscht.

Außerdem irrt sich Guida gewaltig: Nur weil ich *erst* dreizehn bin, heißt das noch lange nicht, dass ich nichts Vernünftiges mit dem Geld machen würde. Mit einer Million Euro könnte ich ... ich könnte ...



WEM GEHÖRT DAS GELD?

Als die Schule aus ist, bin ich mit meinen Überlegungen noch nicht viel weiter, und eine Strafe habe ich auch noch kassiert. Angeblich habe ich eine Frage des Lehrers falsch beantwortet.

Was gar nicht sein kann, schließlich habe ich nicht mal gehört, dass er mich was gefragt hat.

Die Lehrer regen sich auf und die Freundinnen wundern sich. Alle fragen sich, was mit der besten Schülerin los ist. Aber ich halte Wort und verrate nichts. Was mich auf der Beliebtheitsskala wahrscheinlich nicht gerade nach oben bringen wird.

Das Problem ist, dass ich diesmal noch nicht mal Selima und Désirée einweihen kann. Die beiden gehen mit beleidigter Miene nach Hause. Sie werden mich bestimmt wie Luft behandeln, wenn wir uns morgen früh wie üblich vor Haus Nummer 68 treffen.

Was soll's.

Bevor ich nach Hause gehe und den schwarzen Koffer wiedersehe, muss ich noch Joao im Einkaufszentrum abholen. Sonst bin ich immer die Erste, die eingreift und versucht zu schlichten, wenn sich in der Pause zwei Jungs in die Haare kriegen. Aber heute nehme ich die Prügelei, die auf dem Schulhof ausbricht, kaum zur Kenntnis. Hani brüllt laut rum und beschuldigt einen anderen, dass er ihn beim »Außerirdischen« verpiffen hat.

So nennen wir den Streetworker, weil er nicht aus Le Lignon kommt. Und weil er aussieht wie ein Küken, das aus dem Nest gefallen ist. Außerdem vergisst er ständig, die Fahrradklammer von seiner Hose zu lösen. Darüber könnten wir uns jedes Mal totlachen.

Allerdings muss ich zugeben, dass ich immer ziemlich erleichtert bin, ihm in der Stadt zu begegnen, wenn gerade gewisse *etwas zu große* Jungs oder Mädchen *etwas zu fordernd* meine Stiefel, Tasche oder sonst was mustern.

Nicht, dass der Außerirdische besonders athletisch wäre. Aber er wirkt so. Und genau darauf kommt es hier bei uns in der Siedlung an.

Wenn man in der Schweiz jemandem erzählt, dass man in einer Hochhaussiedlung wohnt, erntet man dafür entweder argwöhnische oder ängstliche Blicke. Aber es gibt auch solche, die nur mit den Schultern zucken und sagen: »Na und?

Das kann man nicht mit den Vorstadtsiedlungen in anderen Ländern vergleichen!«, und weiter ihres Weges gehen. Denn im Grunde interessiert sich keiner für uns.

Was der Familie Machado da Silva neuerdings sehr entgegenkommt. Keiner von uns legt Wert darauf, dass sich jemand für den kleinen schwarzen Koffer interessiert.

Im Einkaufszentrum krächzt das Radio wie üblich einen uralten Song. Wahrscheinlich aus der Steinzeit oder noch davor.

Als ich am Friseursalon »Engelshaar« vorbeigehe, sehe ich, wie Guida einer Kundin hingebungsvoll die Haare schampoziert. Hinter der Theke stehen ihre platinblonde Chefin, die Guida mit einem diskreten Blick überwacht, und ihr nicht minder blonder Pudel. Ein blonder Pudel? Sehr seltsam.

Ein Stück hinter mir entdecke ich auf einmal die Polizisten vom Revier. Am helllichten Tage drehen sie hier eigentlich eher selten ihre Runden. Am liebsten würde ich schnurstracks in die entgegengesetzte Richtung abzischen. Ruhig Blut, Maria!

Ich schlüpfte in den Zeitschriftenladen. Hier drin beachtet mich keiner. Die Verkäuferin und drei Kundinnen klatschen über *das Ereignis* in Le Lignon: In einem der Hochhäuser wurde eingebrochen!

Eigentlich besteht unsere Siedlung aus zwei Teilen: Im oberen Teil, entlang der Straße, die nach Genf führt, reihen sich die Wohnblöcke, wo die Ärmsten und die zuletzt Zugezogenen wohnen. Unten, mit Blick auf die Rhône, auf die Berge und Felder, stehen die Gebäude für die Reicheren: Zwei Luxus-hochhäuser mit Schwimmbad auf dem Dach. Manchen Bewohnern gehört ihre Wohnung sogar.

Und genau da, im dreizehnten Stockwerk, wurde bei dem italienischen Diamantenhändler Monsieur Guarnorini eingebrochen. Er lebt schon seit vierzig Jahren dort.

Ein Einbruch. Viel mehr ist nicht bekannt. Ein Nachbar hat die Polizei verständigt, weil Monsieur Guarnorini gerade im Urlaub war. Sein Neffe Roberto, der in der Apotheke des Einkaufszentrums arbeitet, war zu dem Zeitpunkt gerade in der Stadt.

Die Tratschtanten schütteln die Köpfe: Wie kann man auch nur im 13. Stockwerk wohnen, wo doch jeder weiß, dass das Unglück bringt. Mir geht es plötzlich nicht gut, gar nicht gut ... Der Koffer, den Joao nach Hause gebracht hat, stammt von einem Einbruch! Und per Zufall, per Unfall, per größtes Missgeschick landet das Geld ausgerechnet bei uns. Was uns quasi zu Komplizen macht. Wenn die herausfinden, dass wir das Geld haben, landen wir alle im Gefängnis! Und das Studium an der Uni kann ich dann auch vergessen.

Wie kann man nur so dumm sein! Alle werden sich über uns schieflichen und über uns herziehen: Ausgerechnet die Machado da Silvas, die immer knapp bei Kasse sind, dachten, sie wären Millionäre. Ist das nicht komisch? Aber halt, lacht lieber nicht zu laut und denkt daran: »Man sollte die Armen nicht verspotten, denn man kann nie wissen, was einem selbst blüht.«

In meinem Kopf dreht sich alles. Es gibt nur eine Lösung: Am besten bringen wir das Geld sofort zur Polizei und dann können wir nur hoffen, dass sie Verständnis für uns haben. Für eine Familie, die einen Augenblick davon geträumt hat, reich zu sein.

Ich muss mich zwingen, nicht zum Spielsalon zu rennen. Zum Glück wartet Joao vor der Tür auf mich und nicht zwischen all den blinkenden Spielautomaten. Ich sehe ihn schon von Weitem, wie er mit gesenktem Kopf und zusammengepressten Lippen auf mich wartet, und der Anblick versetzt mir einen Stich. Meine Familie hat ihm so sehr eingetrichtert, auf gar keinen Fall den Mund aufzumachen, dass er es wörtlich genommen hat.

Bitte mach, dass nicht er der Einbrecher ist!